



KOLUMNE

CULTURE-TOPIA

Die Eifersucht

Von Konstanze Caysa

Menschen, Kulturen sind eifersüchtig. Das geben sie nicht gerne zu, aber es ist menschlich-allzumenschlich, eifersüchtig zu sein. Doch ist die schwarze Schwester der Liebe nur negativ in ihrer Abgründigkeit zu sehen, oder hat sie nicht auch positive Effekte für die Annäherung von Menschen und ihren Kulturen?

Eifersucht ist eine Form des Haben-Wollens. Aber im Gegensatz zum Neid will der Eifersüchtige wiederhaben oder behalten, was er schon hat, während der Neider das will, was er noch nicht hat.

Eifersucht ist die Angst vor dem Verlust dessen, was man schon hat, und zugleich Angst vor dem Vergleich. Diese Ängste sind verbunden mit dem Gefühl des Mangels.

Die Eifersucht speist sich, genauer gesehen, aus einem Gefühl des doppelten Mangels, und zwar des Mangels an einem Eigenen, das sich dem Liebenden als ein Gut für den Anderen, den Geliebten darstellt, und der

eigenen Mangelhaftigkeit, weshalb sich der Geliebte einem Dritten zuwendet.

Eifersucht aus Angst vor dem Vergleich ist das Verlangen, zu haben, was man für ein Gut hält und was der Liebende deshalb dem Geliebten als ein Motiv für dessen Liebe unterstellt. Das Verlangen nach dem Besitz eines weithin akzeptierten Gutes oder Wertes richtet sich aber am Vergleich aus; es setzt voraus, dass andere dieses Gut oder diesen Wert anerkennen und dass er grundsätzlich zu haben ist. Eifersucht, nur bestimmt als Mangel an Selbstwertgefühl, wäre ein Fall für den Psychiater, nicht für den Philosophen; mit dem Streben nach einem als verbindlich angesehenen Gut oder Wert, das oder den man haben kann und somit also grundsätzlich für das Haben offen ist, überschreiten wir die Grenze dessen, was sich zwischen liebenden Menschen abspielt, denn die Eifersucht existiert auch im Verhältnis der Kulturen.

Aber Eifersucht aus Angst vor dem Vergleich lässt sich als ein

ehrgeizig-stimulierender Neid beschreiben. Eifersucht in diesem Sinne ist eine treibende Kraft aller Zukurzgekommenen und Emporkömmlinge, die sich einer Kultur bemächtigen wollen oder müssen. Das kann gewaltsam vor sich gehen, aber auch friedlich, eben durch Eifer, was man bekanntlich mit „studium“ übersetzt.

Um zu begreifen, wieso Eifersucht in Hass übergehen kann, muss man verstehen, wie aus Eifersucht nicht positiv-stimulierender, sondern negativ-aggressiver Neid werden kann; nämlich dann, wenn der mit der Eifersucht positiv verbundene Eifer, sich das Andere anzueignen, hoffnungslos enttäuscht wird. Das Andere wird dann zum Unerreichbaren, und will der um dieses Andere sich eifrig Bemühende nicht gänzlich in seinem Selbstbewusstsein zerstört werden, muss er dies Andere leugnen, diffamieren oder idealisieren.

Denn enttäuschte Eifersucht erzeugt immer das Gefühl der Unterlegenheit gegenüber dem Anderen, das man haben wollte; man misst sich an einem Anderen, will es haben und erlebt, dass man es trotz aller Bemühungen nicht haben kann, dass man unzulänglich ist, dass man nicht genügt, dass man dem Anderen nicht ebenbürtig ist: „Du gleichst dem Geist, den Du begreifst. Nicht mir!“ – heißt es im „Faust“. Neid aber kommt wesentlich aus enttäuschter Eifersucht, und beiden ist das unausgesprochene Eingeständnis der Unterlegenheit eigen, woraus auch leicht zu erklären ist, warum wir von den Affekten, die uns eigen sind, bereit sind, alle möglichen zuzugeben, aber Neid fast nie.

Aus diesem Grund heraus ist auch zu erklären, wieso normale, konkurrierende Eifersucht in eine pathologische Eifersucht umschlagen kann, die darauf beruht, dass man annimmt, alles, aber auch alles am Liebesobjekt gehöre einem selbst und niemandem sonst, und man zugleich dem Liebesobjekt universell misstraut – nicht weil es universell untreu ist, sondern weil es nicht total zu kontrollieren ist. Diese Kontrollwut zeigt nicht nur die eigene Unsicherheit des Kontrolleurs gegenüber den eigenen Untreuebestrebungen, seine Angst vor Verlust, Trennung, sondern dieses Misstrauen auf der Basis von mangelndem Vertrauen, das im Gefühl der eigenen Minderwertigkeit und in der Furcht vor dem eigenen unbewussten Handeln sich begründet, erzeugt zugleich das Objekt des Misstrauens durch wahnhaft Projektionen der eigenen möglichen Untreue auf den Anderen. Denn der Betrug ist immer schon im Kopf des pathologisch Eifersüchtigen, und das Unheil dieser Eifersucht ist nicht reale Untreue, sondern die Projektionen der eifernden Phantasie, die den Verdächtigten solange verdächtigen, bis er die ihm in den Projektionen vorgehaltene Verhaltensweise selbst praktiziert. Die Legitimation zu diesem Übergang liefert ja die pathologische Eifersucht selbst und die ihr zugrunde liegende Kenntnis des eigenen Unbewussten, das auf den anderen projiziert wird.

Wenn die Besitzergreifung durch bewusste Projektionen des Unbewussten zu einer

Notwendigkeit des Handelns derart totalisiert wird, kann auch der Argwohn, die Verdächtigung, die Enttäuschung, das Gefühl der Ohnmacht, der Unterlegenheit und damit der Neid total werden. Pathologische Eifersucht ist dann nur noch mit totalem Hass, um das vorhandene Selbstwertgefühl als Überlegenheitsgefühl zu stilisieren, oder durch extreme Selbstaufgabe und Selbstunterwerfung zu kompensieren. In jedem Fall läuft pathologische Eifersucht wie der Hass oder der Neid mindestens auf eine Art psychischen Mord hinaus, denn er entwirft für den Anderen durch seine Projektionen Rollen, die dieser nicht spielt und spielen will, letztlich doch aber spielen muss – und sei es als Gegenpart. Diese Eifersucht tötet das,

was man am meisten bewundert, weil man etwas nicht gänzlich, allein haben kann. Pathologische Eifersucht kann tragisch enden, sie kann aber auch mit der Befriedigung des hassenden Neiders enden, dem seine Befriedigung daraus erwächst, dass er zerstört hat, was er haben wollte, aber nicht bekommen konnte.

Lassen wir es nicht so weit kommen. Versuchen wir, mit dem positiven Wetteifern um das bessere, gemeinsame Leben zu beginnen; aber das wird nie eifersuchtsfrei sein, sonst fehlt der Liebe auch ein Stachel, der sie vorwärts treibt – über den Tod hinaus.

www.empraxis.net

FEUILLETON

Die Linke hat nicht mehr die Macht des Eros

Von der schwindenden Vorherrschaft der politischen Korrektheit

Von Volker Caysa und Konstanze Caysa

Ernst Bloch bedauerte einmal an Walter Ulbricht, dass dieser keinen Sex-Appeal habe. Im Augenblick scheint es mit dem linken Denken ähnlich zu sein: Ihm fehlt der Eros. Erklärte Peter Sloterdijk per 2. September 1999 den Tod der Kritischen Theorie, dem letzten Paradigma linken-philosophischen Denkens in Deutschland, so hat nun auch die Linke den Eros verloren. Vor uns steht eine mürrische alte Dame – oder oftmals geifernde alte Herren, die über die trotzig Kinder der Freiheit nur noch schimpfen und die erbost sind wie die ergraute Eltern über selbständig gewordene Kinder. – Sie machen einfach nicht, was die Alten wollen, und sie schlagen auch noch das mögliche Erbe aus – anscheinend will es keiner haben.

Ein zweifelsohne schönes Erbstück der Linken war die Marx'sche Idee der Aufhebung der schmerzhaften Entfremdung von Mensch und Mensch sowie Mensch und Natur – Marxens „Rückkehr zur Natur“ als Zurück zum Menschen. Diese Kernidee linken-philosophischen Denkens ist nicht nur attraktiv (nicht nur für Linke), sondern sie hat auch etwas Verführerisches. Sie hat einen Eros, und sie steht in der Tradition des Eros. Die Aufhebung der Entfremdung – das ist die Wahrheit der Liebe. Das kann man bei Herbert Marcuse wie auch bei Erich Fromm nachlesen.

Die Marx'sche Entfremdungstheorie beerbt also historisch-materialistisch die platonische Eroslehre. Marx erdet die platonische Seelenliebe nicht nur ökonomisch, sondern auch sinnlich-leiblich. An Letzterem wird v. a. Friedrich Nietzsche anknüpfen und uns Erotikern, sprich nach Platon: Philosophen, zurufen: Bleibt der Erde treu – was bei ihm wesentlich heißt: Bleibt dem sinnlich-leiblichen Menschen treu, bindet eure Hoffnungen nicht an Überirisches, sondern an das Menschlich-Allzumenschliche, den Eros. Freilich ist aber auch der nicht nur göttlich, sondern auch dämonisch. Denn der Eros beruht auf der Urtragödie, dass das Eine,

der übermächtige Kugelmensch geschwächt wird durch Entzweiung. Aus Eins wird Zwei, und damit sind wir in der Welt des Menschen. Mit dieser Zweierheit kommt das Begehren (und die Sehnsucht) in die Welt. Mit der Trennung der Alleinheit kommt aber auch der Schmerz in die Welt als Trennungsschmerz und mit ihm der Erlösungsdrang nach dem Freisein vom Mangel durch Ergänzung des fehlenden Anderen. Eros ist Sehnsucht nach irdischer Ganzheit und in diesem Sinne die dem Leben inwohnende immanente Transzendenz. Durch dieses Streben ist der Eros aber dämonisch, weil er nach dem Mythos weder Gott noch Mensch ist und an beiden teilnimmt – er ist ein Zwischenwesen: Er stammt nämlich vom göttlichen Vater Poros, der die Erfindsamkeit, Betriebsamkeit, Fülle ist, und der ungöttlichen Mutter Penia ab, die der Mangel, die Dürftigkeit und die Armut ist.

Durch diese doppelte Abstammung von Mangel und Fülle, von Armut und Reichtum hat der Eros eine Vorahnung von der Vollkommenheit, die ihn nach höherer Vollkommenheit streben lässt. Er befindet sich im Zwischenzustand des Strebens des Unteren nach dem Oberen, von der Unvollkommenheit zur Vollkommenheit, und das macht ihn trotz seiner Hässlichkeit anziehend.

Dieses Streben selbst ist seine Schönheit, und es vollzieht sich im Medium der Schönheit: Eros ist das Verlangen der Zeugung des Schönen im Schönen, und als solcher Mittler zwischen Gott und Mensch ist er selbst ein Zwischenwesen, ein Dämon, der uns nach Vollkommenheit streben lässt. Das Dämonische an ihm ist der Zustand des Strebens. Und aus diesem Streben heraus ist er bereit, das Böse zu tun, den Sündenfall auf sich zu nehmen, um zum Guten, zu himmlischer Seligkeit, also der Einheit, zu gelangen. Insofern erscheint dann der Dämon, das Zwischenwesen dämonisch, teuflisch, böse.

Unsere These ist nun, dass sich die Macht des Eros, das Dämonische, das einst den authentischen Marxismus für viele Intellektuelle und Künstler so anziehend machte, von der philosophischen Linken zu den philosophischen Kulturkonservativen gewandelt ist. Die neuen Unpolitischen, als da sind Peter Sloterdijk und sein Gefolge, haben die philosophisch-kulturelle Hegemonie übernommen.

Das Elend begann damit, dass man sich dem postmodernen Diktat des „Vorrang(s) der Demokratie vor der Philosophie“ beugte und aus dem Geiste demokratischer Korrektheit sich Denk- und Aussprechverbote auferlegte. Im Grunde war der Einschnitt der Streit um

Nietzsche und Heidegger wie natürlich auf den Humanismus.

Das Resultat ist auch im linken philosophischen Denken die Vorherrschaft der Ideologie der politischen Korrektheit, die dazu führt, dass der Linken eine bedrohliche Konzeptlosigkeit in Bezug auf Themen wie Demografie und Migrationspolitik, Geopolitik und Krieg, Nation und Kultur eigen ist, weshalb sie meint, ihre Demografie-, Geopolitik- und Kulturationsvergessenheit durch veraltete Konzepte des Multikulturalismus oder des Interkulturalismus bewältigen zu können. Man wird aber dem nahezu revolutionären Kulturumbruch der Gegenwart nicht gerecht, wenn man glaubt, strategische Probleme durch taktierendes Immer-so-weiter-Machen lösen zu können. Das immer wieder anzutreffende Dammbuchargument, es sei zu gefährlich, die oben genannten Themenfelder öffentlich zu diskutieren, greift nicht mehr: Der Damm ist bereits gebrochen.

Die philosophische Linke war einst der kulturelle Hegemon, sie hatte nahezu das Monopol, das Dämonische zur Sprache zu bringen, indem sie den platonischen Eros vom Ästhetischen durch die Entfremdungstheorie in das Soziale umwendete und damit zu einer revolutionären Kraft machte. Die philosophische Linke brachte das Dämonische zur Sprache, und dadurch war sie eine sehr starke kulturelle Macht. Heute verbietet sie sich, das Dämonische auszusprechen, und verlegt sich auf moralisierende, oberflächliche politisierende Denunziation. Ihre politische Macht schwindet, weil sie „anständig“ geworden ist. Sie gehört zum politischen Establishment, hat sich von der Penia abgewendet und auf die Seite des Poros geschlagen. Sie sichert nur noch ihre eigene Mittellage. Die Randlagen interessieren sie eigentlich nicht mehr, und wenn doch, dann nur noch als Bedrohungspotenzial, das eingezäunt werden muss. Auch wenn sie sich unter dem Banner des

Aber die neuen Kulturkonservativen hängen in gewissem Maße auch an alten Werten. Die Frage ist also, wer in dem Gigantenkampf um die Macht des Dämons gewinnt. Sicher: Die neuen Kulturkonservativen wollen keine ganz andere Moderne, also keine, dazu sind sie viel zu modern. Aber die alten und müde gewordenen linken philosophischen Modernisten werden sich wohl kulturdemokratisch modernisieren und mit ihren Utopien auch wieder stärker auf die Tradition besinnen müssen, wollen sie modern bleiben. – Dem Alter ist bekanntlich eine besondere Vitalität und Erotik eigen.



© Hagen Wiel